

einen derartigen Mißbrauch ihrer Gastfreundschaft und weisen dem Betreffenden bald die Thür. Will ein Häuptling einem Europäer eine besondere Ehre erweisen, so schenkt er ihm einen jungen Stier oder eine Kuh, einen Korb Reis oder sonstiger Feldfrüchte; und wenn es bescheidener ausfällt, eine Henne oder anderes Federvieh. Gebräuchlich ist bei den nicht in Geschlechtsverwandtschaft stehenden Sakalava die Fatidrà oder sogenannte Blutbruderschaft, bei welcher die Betreffenden sich gegenseitig die Brust blutig ritzen und das mit Wasser vermischte Blut trinken. Während der Handlung werden eine Menge Segenswünsche und zugleich Flüche über den Bundesbrüdern ausgesprochen; die ersteren sollen in Erfüllung gehen, wenn beide das Versprechen gegenseitiger Unterstützung treulich halten; die letzteren sollen über das Haupt des eidbrüchigen Teiles kommen. Europäische Händler, die von Hoffnung auf eine gesicherte Stellung mit den Häuptlingen des Landes Fatidrà eingegangen sind, haben gewöhnlich mehr Schaden und Ärger als Nutzen davon gehabt. Der habgierige Sakalava pflegt nämlich unter dem Vorgeben, in Not geraten zu sein, das Eigentum des weisen „Bruders“ als das seinige mit anzusehen; denn die Blutbruderschaft verpflichtet zur gegenseitigen Unterstützung in Notfällen. Kommt nun der Europäer den unverschämten Ansprüchen des Sakalava nicht nach, so gilt der Bund für gebrochen, und die bitterste Feindschaft tritt an seine Stelle. Wenn Häuptlinge dem Missionar Roestvig zuredeten, mit ihnen den Bund einzugehen, so pflegte er die Ehre damit abzulehnen, daß er seinerseits eine derartige Schutzmaßregel für völlig überflüssig erklärte, da „sein Herz rein sei“ und er gegen alle Menschen nur Gutes im Sinne habe.

Kleinere Mitteilungen.

Giftige Seetiere in der Südsee. — Wie Missionar W. Gill aus seinen reichen Erfahrungen mitteilt, gilt auf den Hervey-Inseln als eins der giftigsten Seetiere die sogenannte Weißmuschel = Seekrabbe (Angatea). Bei den Eingeborenen gilt als Regel: Alle Landkrabben sind gut, Seekrabben verdächtig. Gelegentlich begeht ein Insulaner in einem Wutanfall oder aus Eifersucht Selbstmord, indem er die erwähnte Seekrabbe verzehrt. Und doch giebt es wieder einzelne, welche diese gefährlichen Krustentiere ohne schlimme Folgen genießen. Viele Fälle von zufälliger Vergiftung durch diese Tiere sind zu Gills Kenntnis gelangt; ein besonders ergreifender Fall war der, welcher einen alten Christen und seine Tochter auf Rarotonga betraf. Mit Mühe öffnete man ihnen die Kinnladen, um ein starkes Brechmittel einzugeben; der alte Mann starb noch in derselben Nacht, und nur die Tochter blieb am Leben. Ein anderer Fall betraf einen Mann in den besten Jahren, welcher von einer Weißmuschelkrabbe als, während seine Frau den nie länger als 1 Stunde währenden Frühgottesdienst besuchte. Wer

besch
als I
sich
genar
und
An v
diese
Insel
So i
Insel
der
wurd
eine
dana
sich
auf
schei
seine
Arm
nahm
Tode
Miss
Mus
die
sich
Gatt
scha
Man
wie

Abu
stand
acht
best
von
Was
gebe
„der
tiger
den
sie
Zeit
kehr
Opf
die
Neg
Gott

beschreibt ihr Entsetzen, als sie, nach Hause zurückkehrend, ihren Mann als Leiche wiederfand. An den Aufsenrändern der Korallenriffe hält sich ein giftiger Seetausendfuß (Nereis) auf, von den Eingeborenen Ae genannt, welcher einem 5—6 Fufs langen schwarzen Faden ähnelt und sich langsam zwischen dem durchlöcherten Gestein hindurchzieht. An und für sich geniefsbare Fische werden giftig, wenn sie sich von diesen Tieren nähren. Sonderbarerweise sind Fische, die auf der einen Insel ein vortreffliches Nahrungsmittel abgeben, auf der andern giftig. So ist z. B. der zarte Matakiva von Mangaia auf der benachbarten Insel Mitiaro das reine Gift. Ein Häuptling der letztgenannten Insel, der wufste, wie dieser Fisch auf Mangaia als Delikatesse betrachtet wurde, hielt den Widerwillen seiner Landsleute gegen den Fisch für eine blofse Marotte und afs ruhig von demselben; wenige Stunden danach war er tot. Ein eigentümlicher Fall von Vergiftung ereignete sich auf der Insel Mare. Dort war eines Abends ein Eingeborener auf das Riff fischen gegangen. Ohne bei dem Zwielicht genauer untersuchen zu können, legte er unter anderm ein Muscheltier mit in seinen Korb hinein. Als bald fühlte er Schmerz in seinem rechten Arme und in der Schulter und eilte nach Hause; aber die Schmerzen nahmen zu, der Körper schwoll unförmlich an, und nach einem schweren Todeskampfe war der Eingeborene am nächsten Morgen eine Leiche. Missionar Gill liefs sich von den Freunden des Verstorbenen dies Muscheltier zeigen, dessen blofse Berührung — wohlgemerkt, ohne dafs die Haut äußerlich verletzt erscheint — todbringend ist, und es stellte sich heraus, dafs es ein Exemplar von *Conus textile* war, welche Gattung den Eingeborenen Westpolynesiens wegen ihrer giftigen Eigenschaften wohlbekannt ist. Zahlreiche kleine Häkchen, welche auf dem Mantel des Muscheltieres sitzen, sondern nämlich, in ähnlicher Weise wie ein Bienenstachel, ein starkes Gift ab.

Der Gottesglaube der Neger auf der Goldküste. — Der in Aburi stationierte Baseler Missionar Schmid macht über diesen Gegenstand im „Evangelischen Heidenboten“ (1889, S. 9 f.) folgende beachtenswerte Mitteilungen: Unsere Eingeborenen unterscheiden sehr bestimmt zwischen Gott, dem Schöpfer und Erhalter der Welt, und den von ihm erschaffenen und ihm untergeordneten Geistern oder Dämonen. Was sie von Gott wissen, drückt sich in den Namen aus, die sie ihm geben. „Onyame“, die gewöhnlichste Bezeichnung, heifst zu deutsch: „der Prächtige, Herrliche“. Sie nennen ihn auferdem den „Gewaltigen“ und den „Allmächtigen“, den „über alles Hinausreichenden“, den „Schöpfer der Dinge“, der „Sonne giebt und Regen spendet“, und sie erkennen in ihm den an, „welcher satt werden läfst“. Seit uralter Zeit aber steht Gott mit den Menschen nicht in unmittelbarem Verkehr, und ebensowenig fühlen sich die Neger veranlaft, ihm durch Opfer und Gebet oder sonstwie ihre Verehrung zu bezeugen. Weder die Liebe zu Gott, noch die Furcht vor ihm macht sich im Leben der Neger als eine bestimmende Macht geltend. Doch fehlen Spuren von Gottesfurcht nicht ganz. Wenn zwei miteinander eine böse That planen,

so sträubt sich vielleicht im letzten Augenblick noch einer von ihnen und giebt als Grund an: „Misuro Onyame“, d. h. „Ich fürchte Gott“. — „Er scheut sich weder vor Menschen noch vor Gott“, ist die Bezeichnung für einen Menschen, der zu jeder bösen That fähig ist. Übrigens sind die Gedanken über Gott und nicht minder die Vorstellungen, die sich die Neger von Gott machen, ziemlich verschwommen. Nach dem einen ist Gott das sichtbare lichte Himmelsgewölbe, das sich über Erde und Meer ausbreitet, nach andern ist der Himmel nur „Gottes Angesicht“. Wenn man einen Säugling auf den Armen hält, und er schlägt die Augen auf und schaut nach oben, so sagen die Leute, er schaue nach Gott. Eine andre Redensart ist: „Wenn die Henne Wasser trinkt, so zeigt sie es Gott.“ Indem sie den Schnabel nach oben richtet, thut sie dies, um ihm zu danken und ihm gleichsam zuzutrinken, wie das die Leute beim gemeinschaftlichen Trunke thun.

Dafs Gott den Menschen Böses zufüge, Unglück und Leiden schicke oder sie gar um ihrer Sünden willen strafe, das traut ihm im Grunde niemand zu. Er ist vielmehr der Gütige und Barmherzige, der sich namentlich der unterdrückten und der notleidenden unter seinen Geschöpfen annimmt. Diese Anschauung kommt in vielen Sprichwörtern zum Ausdruck, denen wir einige anführen. „Schickt dir Gott eine Krankheit, so sorgt er dir auch für eine Arznei.“ — „Dem Einarmigen stößt Gott den Fufu“ (der aus zerstoßenen Yamswurzeln bereitete Brei, das tägliche Brot der Neger). — „Ein Gotteskind heifst Stirbnichtplötzlich.“ — „Wenn dir Gott voll einschenkt und ein Mensch verschüttet (aus Neid oder Bosheit) einen Teil davon, dann fällt dir Gott wieder auf.“ — „Wenn Gott deinen Tod nicht will und es sucht dich jemand zu töten, so wird es ihm nicht gelingen.“ — „Einer Kuh, der der Schwanz abgehauen ist, wehrt Gott die Fliegen.“ Obwohl nun aber unsere Neger mit dem Sprichwort: „Alle Menschen sind Gottes Kinder, niemand ist der Erde Kind“, klar bezeugen, dafs sie göttlichen Ursprunges sind, so fragen sie doch in Wahrheit sehr wenig nach ihrem Schöpfer. Sie fühlen sich vielmehr von eingebildeten Geistern oder Dämonen abhängig, welche alle, so viele und so verschiedenartig sie auch sind, den gemeinsamen Namen Obosom (in der Mehrzahl Abosom) führen. Mit ihnen verkehren sie nicht nur mehr als mit Gott, sondern sie haben dieselben geradezu an seine Stelle gesetzt.

Be
berBa
me
gur
SchStä
od
Sch
unFo
Er
we
be
su
die
er
Lä
be
St
Di
sch
wi
ho
we
al

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1889

Band/Volume: [7](#)

Autor(en)/Author(s): Redaktion

Artikel/Article: [Kleinere Mitteilungen 120-122](#)